



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 207.

Donnerstag, den 6. September 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung

(Nachdruck verboten)

„Wenn Sie es nur nicht später bereuen!“ sagte er boshaft. „Ich kenne diese Herren Offiziere auch; sie sind leichtsinnig genug, in einer einzigen Nacht ein fürstliches Vermögen am Spieltisch zu vergeuden.“

„Na, na, so schlimm ist es nicht,“ erwiderte Unger gemüthlich. „Wenn die Herren auch einige Goldstücke verlieren, was liegt daran! Haben wir denn in Brüssel nicht auch gespielt?“

„Wir beide dürfen uns das erlauben, verehrtester Herr; Sie sind Millionär, und ich —“

„Und mein Schwiegersohn, der Herr Baron von Berndorf, darf es sich ebenfalls erlauben, denn Erna ist mein einziges Kind,“ sagte der Rentier stolz. „Aber Sie sind ein persönlicher Freund unserer Husaren; hoffentlich lassen Sie mich das nicht entgelten, wenn ich nach Brüssel komme!“

„Im Gegentheil, Sie werden mir herzlich willkommen sein,“ sagte Garnier, den Handdruck erwidern. „Soll ich Ihnen sofort schreiben?“

„Ja, ja, je eher, desto besser; die Verlobung meiner Tochter nötigt meine Frau, mich allein reisen zu lassen, ein junges Brautpaar darf doch nicht ohne Aufsicht bleiben. Also schreiben Sie mir in den nächsten Tagen und reisen Sie glücklich.“

„Aufgeblasener Narr!“ knurrte Garnier, als er seinen Weg fortsetzte. „Komm' nur nach Brüssel, ich will Dir dort schon die Goldfedern ausrücken.“

Eine Stunde später verließ er mit seinem Handkoffer das Hotel, und am nächsten Tage befand er sich wieder in Brüssel.

Das Mißtrauen Labelles schwand, als er merkte, daß Theobald ihn bei Dibier nicht angeschwärzt hatte. Aber sein volles Vertrauen zu gewinnen, wollte Theobald nicht gelingen.

Labelle blieb ihm gegenüber einsilbig und mürrisch; selbst die Einladung zu einem kleinen Bechgelage in Theobalds Zimmer lehnte er ab.

Mit Henry Dibier kam der junge Mann auch auf keinen freundschaftlichen Fuß; der Verkehr mit ihm beschränkte sich nur auf die Geschäftsstunden, in die Familienträume wurde er nicht eingeladen.

Nur einmal, an einem Sonntag, mittags, traf er mit Cécile im Museum zusammen, Tante Jeanette begleitete sie, und da die hagere Dame aus ihrer Abneigung gegen ihn kein Gehl machte, so konnte er nur wenige Worte mit dem jungen Mädchen wechseln, das ihm vortwarf, sie vergessen zu haben.

Er erklärte, ihm sei leider noch keine Gelegenheit geboten worden, sie wiederzusehen, aber auch darauf erfolgte keine Einladung; Tante Jeanette nahm kühl Abschied und erinnerte ihre Nichte daran, daß es Zeit zur Heimkehr sei.

Einige Tage später trat Garnier ins Bureau; er grüßte Theobald freundschaftlich, würdigte Labelle keines Blickes und ging ins Kabinett, wo Dibier ihn ziemlich ungnädig empfing.

„Sie waren also wirklich in Deutschland?“ fragte er, nachdem Garnier sich gesetzt hatte.

„Ja, und ich weiß jetzt, daß Sie bei der Geschichte fünf- und zwanzigtausend Taler verdient haben und wohl daran tun werden, Ihr mir verpfändetes Wort einzulösen.“

„Wuß ich Sie denn noch einmal darauf aufmerksam machen, daß ich meine Nichte nicht zwingen kann?“ sagte Dibier ärgerlich. „Unmögliches —“

„Wir sprechen darüber später noch,“ unterbrach ihn Garnier. „Ich will Ihnen zuvor beweisen, wie Sie meiner noch bedürfen.“

Er warf einen forschenden Blick auf die Tür des Comptoirs und rückte dann seinen Sessel dem Schreibtisch näher.

„Johannes Weimar besaß einen Sohn,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort. „Kennen Sie ihn?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen.“

„Das ist sehr schlimm.“

„Weshalb?“ fragte Dibier. „Er ist im Selbstzuge gefallen.“

„Bitte recht sehr, ich habe kürzlich die Verlustlisten der preussischen Armee noch einmal durchgesehen, er wird in ihnen als vermißt geführt.“

„Das ist dasselbe.“

„Doch nicht ganz,“ erwiderte Garnier ernst. „Vermiße und Verschollene können nach vielen Jahren wieder auftauchen, das ist schon vorgekommen. In seiner Heimat gilt der junge Weimar ebenfalls für tot; aber ich habe tröstliche Gründe, nicht daran zu glauben.“

Henry Dibier blickte betroffen auf. „Und, diese tröstlichen Gründe?“ fragte er.

„Sie kennen natürlich die Geschichte von dem Gesecht bei Chateau Montereau, aber nicht ganz. Unter den Husaren, die dort überfallen wurden, befand sich auch der junge Weimar. Vier Husaren wurden dort beerdigt, der fünfte, der Führer der Patrouille, genäß von seinen Wunden, er befindet sich augenblicklich in Ihren Diensten.“

Das Antlitz Dibiers war totenbleich geworden, er erhob sich und durchmaß einige Male mit großen Schritten das Zimmer.

„Weiter!“ sagte er heiser.

„Ja, weiter weiß ich jetzt noch nichts. Wann erhalten Sie die Briefe von der Post?“

„In einer halben Stunde, mein Hausdiener wird dieselbe sogleich holen.“

„Können Sie sich auf ihn verlassen?“

„Auf meinen Hausdiener? Er ist treu wie Gold.“

„Gut, warten wir also, bis er Ihnen die Briefe bringt. Sie erinnern sich wohl noch eines Rentiers Ungers, der vor einem Jahre Sie hier besuchte? Der junge Weimar war mit seiner Tochter verlobt.“

„Ja, allerdings, ein vider Selbstproh.“

„Ganz recht, von ihm erfuhr ich, daß Weimar bei Chateau Montereau gefallen ist, aber er behauptet auch, Weimar sei nicht Offizier gewesen. Ich hätte mir volle Klarheit verschaffen können, wenn es mir möglich gewesen wäre, die Kameraden Weimars auszuforschen; aber diese Leute traten mir so feindselig entgegen.“

Verschiedene Rüsse.

Jemand, dem sehr viel freie Zeit zur Verfügung steht, ist auf die Idee verfallen, alle Romane und Novellen der bekanntesten Schriftsteller durchzustöbern, um festzustellen, wie vielerlei Arten von Rüssen es gibt. Das Ergebnis seiner wichtigen Forschungen ist folgendes. Rüsse können sein: „kalt, warm, eisig, brennend, frostig, heiß, zärtlich, gleichgültig, balsamisch, duftend, selig, leidenschaftlich, aromatisch, tränenvoll, taufrisch, lang, kurz, sanft, häßlich, berauschend, heuchlerisch, fromm, mild, vorwärtig, köstlich, herzlich, wahnsinnig, wild, frisch wie der Morgen, feueratmend, göttlich, froh, oberflächlich, ruhig, laut, küß, himmlisch, verzehrend, verhängnisvoll, inbrünstig, sengend, kräftig, zaghaft, leicht, betäubend, flüchtig, ängstlich, schmerzlich, lieblich, erfrischend, verlegen, schüchtern, stumm, verliebt, heilig, weihewoll, fest, übereilt, treulos, fieberhaft, brüderlich, schwehlerisch, paradiesisch.“

Die Aufgabe scheint endlos, und der Forscher stellte an diesem Punkte seine Arbeiten ein.

Auch eine Kritik.

Eine wandernde Schauspielertruppe gab in einem kleinen englischen Städtchen „Hamlet“ von Shakespeare. Am nächsten Tage berichtete das Lokalblatt über die Aufführung mit folgenden Worten: „Die bekannte Schauspielertruppe So- undso spielte gestern Abend in unserer Stadt „Hamlet“. Es war ein großes Ereignis für unsere Stadt, und die Elite der ganzen Gesellschaft war anwesend. Bekanntlich streitet man sich seit Jahren darüber, ob Bacon oder Shakespeare dieses Stück gedichtet hat, das meist dem letzteren zugeschrieben wird. Die Streitfrage kann jetzt leicht gelöst werden, Man öffne die Gräber der beiden Schriftsteller. Derjenige, der sich gestern Abend im Grabe umgedreht hat, ist der Verfasser.“

Verwickelte Familienverhältnisse.

„Ich will Ihnen sagen, wie die Geschichte ist,“ erzählte der Kocherbauer. „Ich lernte eine junge Witwe kennen, die eine erwachsene Stieftochter hatte. Ich heiratete die junge Witwe. Auf unserer Hochzeit machte mein Vater die Bekanntschaft unserer Stieftochter, und er heiratete sie. So wurde meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters, meine Stieftochter wurde meine Stiefmutter und mein Vater wurde mein Stiefsohn. Verstehen Sie?“

Dann bekam meine Stiefmutter, das heißt also die Stieftochter meiner Frau, einen Sohn. Der Junge war natürlich mein Bruder, weil er der Sohn meines Vaters war. Aber er war auch der Sohn der Stieftochter meiner Frau, also der Enkel meiner Frau. So war ich Großvater meines Stiefbruders. Dann bekam auch meine Frau einen Sohn. Meine Schwiegermutter, also die Stieffchwester meines Sohnes, ist auch seine Großmutter, weil er der Sohn ihres Stiefsohns ist. Mein Vater ist der Schwager meines Sohnes, weil dessen Stieffchwester seine Frau ist. Ich bin der Bruder meines eigenen Sohnes, der auch der Sohn meiner Stieffgroßmutter ist. Ich bin der Schwager meiner Mutter, meine Frau ist die Tante ihres eigenen Kindes, mein Sohn ist der Neffe meines Vaters, und ich bin mein eigener Großvater. Ich finde mich nicht mehr aus.“



Humoristisches aus amerikanischen Schulen. Zu dem unerschöpflichen Kapitel „Schulhumor“ hat ein amerikanischer Lehrer eine Anzahl hübscher Beispiele aus den Schulen seines Landes gesammelt. Da findet man zunächst eine Reihe ergötzlicher Definitionen, die zeigen, wie merkwürdig auch in den Köpfen der kleinen Amerikaner der Lehrstoff oft verarbeitet wird. Die Anatomie liefert den meisten Stoff zum Nachdenken. „Was sind Drüsen?“ „Drüsen sind kleine, mit Del gefüllte Röhren durch den ganzen Körper. Sie öfen Herz, Leber und Lunge, damit sie ihre Arbeit glatt und geschmeidig machen können.“ „Du sollst nicht arbeiten, weder vor noch nach dem Essen.“ „Kohäsion ist etwas, was man in den Körper nimmt, um die Teile zusammenzuhalten.“ Sehr entschieden ist die Steigerung: „Krank, kränker, tot.“ Auch die Mutter trägt manchmal zur Erheiterung in der

Schule bei, so mit Entschuldigungszetteln, wie z. B. folgendem: „Ich bitte, Tommy wegen seines Fehlens zu entschuldigen und ihn nicht zu hauen, wenn er nicht da ist.“ In einer Pionierstadt im kanadischen Nordwesten hatte der neue Lehrer ein geographisches Lehrbuch in der oberen Klasse verlangt. Eine darüber aufgebrachte Mutter traf den Pädagogen auf der einzigen Straße des Ortes und fragte mit drohend erhobener Faust: „Sie wünschen, daß meine Julia ein Geographiebuch bekommt?“ „Ja, Mrs. Mason, es wird nötig sein, daß Sie das geforderte Buch anschaffen.“ „Nun, junger Mann, sie wird es nicht bekommen. Lehren Sie sie nur Geld verdienen, und wenn sie Geld genug hat, so wird sie die Stationen schon finden.“ Kürzlich besuchte eine Dame einen Kindergarten, und die Kindergärtnerin forderte die Kleinen auf, irgend ein Tier nachzuahmen, um die Dame zu erfreuen. Sofort begann ein wahrer Höllelärm, Hähne krächten, Esel iaten, Lämmer bähten und Schweine grunzten. Nur ein kleines Mädchen saß ruhig in einer Ecke. „Komm, Mary, kannst du nicht auch ein Tier sein?“ „Ich bin ja eins.“ „Was bist du denn?“ Mary, ernst: „Ich bin eine Henne, die ein Ei legt, nachher werde ich gadern.“

Ihr Wunsch. Die Großmutter des Bankiers Silberstein, die das Alter von neunundneunzig Jahren und acht Monaten erreicht hat, fühlte sich eines Morgens etwas unpäßlich. Sie ließ ihren Hausarzt kommen und fragte ihn, ob er glaube, daß sie hundert Jahre alt werden würde.

„Gnädige Frau,“ antwortete der Arzt. „Verlassen Sie sich auf mich. Ich werde mein bestes tun.“

„Ach ja,“ erwiderte die alte Dame. „Tun Sie das, Herr Doktor! Ich möchte so gern den Pariser erreichen.“

Chelotterie. „Das Heiraten ist in der Tat ein Lotteriespiel,“ bemerkte Herr Braun. „Der eine zieht einen Treffer, der andere eine Niete.“

„Sehr richtig, lieber Mann,“ antwortete seine Frau. „Da hast mich gezogen, und ich zog die Niete.“

Verstoß gegen die Etikette. Baron de Vere: „Und Sie haben wirklich Ihren Abschied nur erhalten, weil Sie einen Verstoß gegen die Höflichkeit gemacht haben?“

Colonel Delache: „Allerdings, Herr Baron.“

Baron: „Was haben Sie denn eigentlich gemacht?“

Colonel: „Ich habe dem Feinde den Rücken zugekehrt.“

Richtig erkannt. „Dies hier“, erklärte der junge Herr Sanftmann, „ist meine letzte Aufnahme. Ich habe mich mit meinen beiden Fingern photographieren lassen. Können Sie mich erkennen?“

„Ich denke, ja,“ erwiderte Fräulein Pfeffer. „Der mit dem Hut auf dem Kopfe, das sind Sie doch, nicht wahr?“



Vexierbild.



Wo ist der Bauer?

Reklamationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Sommer in Wiesbaden. Verantwortlich für die Reklamation Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.

Der Humorist



Frelbeilage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 35.

Donnerstag, den 6. September 1906.

21. Jahrgang

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Ein Eisenbahnüberfall.

Der Pausbursche Alfred Bobel, ein neunzehnjähriger Kostnangsvoller Jüngling, steht wegen Unterschlagung von zweihundert Mark vor dem Strafrichter. Es ist nicht das erste Mal, daß der noch so junge Mensch sich vor Gericht zu verantworten hat. Seine Vorstrafen, ein ziemlich langes Register, reichen zurück bis zum Jahre 1900; schon als dreizehnjähriger Bengel hat er den Schlafburschen seiner Mutter bestohlen.

Richter: Sie sind doch ein unverbesserlicher Patron.

Angell.: Aber, Herr Gerichtshof, wie kann' Se so wat bloß hier vor alle Leute sagen! Ich habe immer ganz unschuldig gelitten. Un for dieses Mal möchte ich von vornewech bevoorworten, daß ich dasstehe, reene un ohne Schuldigkeit.

Richter: Sie wurden von Ihrem Prinzipal kassieren geschickt, nahmen 200 Mark ein und lehrten erst wieder ins Geschäft zurück, nachdem Sie das ganze Geld verprast hatten.

Angell.: Ich habe keen Geld nich verprast, Herr Gerichtshof; ich kann Ihn' sagen, daß Se mir mit de Verprassung 'n Stich in't Herze jeben. Ich habe det Geld nich mehr jehabt, weil et mir jeraubt worden is.

Richter: Geraubt? So, so! Davon haben Sie ja noch niemals etwas gesagt.

Angell.: Et is aber so. Ich kann't, Ihr' ja ganz genau erzählen, wie't war.

Richter: Also, erzählen Sie!

Angell.: Ich holte det Geld von zwee Stell'n, funzig Mark auß de Hensburjer un hundertundfunzig Mark auß de Warschauerstraße. Unser Geschäft, det liegt in de Invalidenstrasse. Un da fuhr ich nu am besten von de Warschauerstraße mit de Stadtbahn zurück nach'n Lehrter. Un so tat ich det ooch. Mit zweehundert Mark in de Brieftasche, die ich mir unter de Weste geknöppt hatte, fuhr ich los. Ich sah ganz muttaseelen alleene in't Koppöh. Da stimm'terte ich nu: Wenn nu jekt so 'n dummunter Räuber kam un mir mit's Terzerol jeben de Brieftasche det Geld abknöppte. Herrjott, det wäre schredlich, dachte ich so in meine Gedanken. Un Jott sei Dank, der Buch fuhr in Schleschen Bahnhof in. Aber kaum sind wa raus auß de Halle, da klettert eene ganz dummunte Gestalt durch't Fenster rin in mein Koppöh, woderin ich muttaseelen alleene sah. Vor't Gesicht hatte er eene ganz pechschwarze Larve zu hängen un mang die Fingern hatte der Kerl ooch richtig een Revolver. Erscht floobte ich, det mir'n Droom zu Narren hält, aber wie der Räuber mit ganz bastellta Stimme schrie: „Geld ober't Leben!“ da —

Richter: Geschrien hat der Räuber? Da müssen's doch die Leute nebenan am Conpee gehört haben.

Angell.: Nebenan? — Na, da wird et wol leer gewesen sind, denn außer mir, hat det Keener jehört.

Richter: Das glaube ich.

Angell.: Det freit mir, daß Sie't flooben, Herr Gerichtshof. Et hat ooch werkllich un wahrhaft'jen Jott keener nicht von jehört, denn der Kerl hatte de Frechheit, gleich noch mal zu schreien: „Geld ober't Leben!“ Flooben Se det ooch, Herr Gerichtshof?

Richter: Aber natürlich.

Angell.: Jut! Un nu saachte ich mir so in mein Inneret: Jibst du det Geld nich raus, dann mach' dir der Räuber kalt un dann is keen Zeije mehr da, uf de Welt, der den Kerl seine Schandtat kann beweisen vor't Gericht und dessentwegen jod ich Ihn die zweehundert Mark. Dann sprang der Räuber raus auß't Koppöh un irade noch zu rechter Zeit, denn wa fuhren irade in Bahnhof Zannowibbrücke.

Richter: Warum sind Sie nun nicht ins Geschäft zurückgekehrt und haben dort von diesem Raube erzählt?

Angell.: Ich dachte, die flooben mir det am Ende nich.

Richter: Sie haben doch aber dem Räuber nicht alles gegeben, denn einer Kellnerin im Osten zeigten Sie doch zweihundert Mark und prahlten mit Ihrem Reichtum.

Angell.: Jede? Kellnerin?

Richter: Sie wird gleich als Zeugin vernommen werden.

Angell.: Herr Gerichtshof, nu jessehe ich allens in, un bel von den Räuber ha't mir in de Untersuchung ausjebacht. Aber, Herr Gerichtshof, wenn Se mir dann dasnagt haben wer'n, un wie ich floobe, nich zu knapp, — woher wissen Se det Bloß mit det Mägen, die ich doch 'n Behnmarktside Trinktied jeeben habe?

Der Angeklagte wird zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt.

Gute Antwort.

Eine Ältere Dame kam kürzlich ganz aufgereggt in das Bureau der Städtischen Steuerkasse. In der Hand trug sie einen Mahnzettel, der in der üblichen klassischen Form die Mitteilung enthielt, daß die Steuern für das laufende Quartal fällig seien und daß nach drei Tagen zur Pfändung geschritten würde, wenn sie bis dahin nicht bezahlt wären.

Die Dame war in hohem Grade empört und behauptete, sie habe die Steuern schon längst bezahlt. Ein Steuerbeamter schlug ein großes Buch auf, um ihr zu beweisen, daß das nicht der Fall sein könnte. Sie müsse sich irren. Aber die Dame blieb dabei, daß sie schon bezahlt hätte, und fragte den Beamten:

„Machen Sie denn niemals ein Versehen?“

Der Beamte erwiderte:

„Rein, niemals,“ und fügte scherzend hinzu: „Das einzige Versehen, das ich je gemacht, war, als ich mich verheiratet habe.“

Die Dame sah ihn einen Augenblick prüfend an und gab dann zur Antwort:

„Rein, das stimmt nicht. Das Versehen hat Ihre Frau gemacht.“



Mark Twain und der junge Dichter.

Ein junger Dichter, der dem bekannten amerikanischen Humoristen Mark Twain ein Gedicht mit dem Ersuchen zugesandt hatte, ihm seine Ansicht darüber zu äußern, erhielt von diesem folgende Antwort: „Sehr verehrter Herr! Der große Gelehrte Agassiz empfiehlt den Schriftstellern, Fische zu essen, weil der starke Phosphorgehalt des Fischfleischs einen günstigen Einfluß auf das Gehirn ausübt. Wieviel Fisch Sie essen müssen, kann ich Ihnen nicht sagen, wenigstens nicht mit absoluter Sicherheit. Aber wenn das mit übersandte Probe Gedicht Ihre gewöhnliche Durchschnittsleistung darstellt, so würde ich der Ansicht sein, daß ein paar Walfische täglich das Quantum wären, das Sie benötigten. Es brauchen keine von der größten Sorte zu sein, sondern einfach gute mittelgroße Walfische.“



gen, daß ich mich unbillig mit einer Frage an Sie wenden konnte. Andererseits hielt ich solche Fragen auch in unserem Interesse nicht ratsam; erfahren seine Freunde, daß er noch lebt, so nehmen sie sicherlich Anteil an seinem ferneren Geschick, und dies könnte unseren Plänen doch nur hinderlich sein."

Didier verstand den bedeutungsvollen Blick, der diese Worte begleitete; er nickte zustimmend und drehte rastlos an den Spitze seines Knebelbartes. "War Weimar nicht der Führer der Patrouille, so ist er auch jetzt nicht mein Korrespondent," sagte er.

"Das meinte ich anfangs auch, bester Freund, aber ich beruhigte mich damit nicht. Weshalb hat der Freund Weimars sich in Metz bei mir so angelegentlich nach dem Führer der Patrouille erkundigt? Weshalb hat dieser Patrouillenfürher sich so viele Mühe gegeben, in ihre Dienste zu kommen?"

Didier blieb stehen. "Das könnte verdächtig erscheinen," sagte er, "aber bedenken Sie auch, daß dieser Theodor Winter einen auf seinen Namen lautenden französischen Paß besitzt, und daß er vor dem Kriege eine Stelle in Lyon besaß, während ich doch ganz genau weiß, daß der junge Weimar bis zum Ausbruch des Krieges im Geschäft seines Vaters tätig war."

"Ich lasse die Möglichkeit eines Irrtums gelten. Weimar kann einer der Hufaren sein, die bei Chateau Montereau beerdigt wurden; aber ich meine denn doch, die Sache sei wichtig genug, um ihr auf den Grund zu gehen; wir müssen volle Gewißheit haben."

"Und wie wollen Sie dieselbe erhalten?" fragte Didier in gespannter Erwartung.

"Unter den Briefen, die Sie heute von der Post empfangen, wird einer sein, der die Adresse des jungen Weimars trägt; ich habe vor meiner Abreise dafür Sorge getragen, daß dieser Brief heute hier eintreffen muß. Ich werde zugegen sein, wenn Sie denselben Ihrem Korrespondenten vorlegen; zeigen Sie nur kein Mißtrauen, behandeln Sie die Sache gleichgültig, wir werden schon in seinen Bügen lesen, was wir wollen."

"Aber er selbst wird Verdacht schöpfen."

"Möglich, indessen glaube ich das nicht, weil er nicht weiß, daß ich in seiner Heimat war."

"Das darf er nun auch nicht erfahren."

"Ich werde es ihm nicht verraten."

"Und was erhält der Brief an ihn?"

"Nichts. Nimmt er ihn an, so hat er sich verraten, läßt er ihn zurückgehen, so ist er entweder der junge Weimar nicht, oder er besitzt Geistesgegenwart genug, seine Rolle durchzuführen."

"Nehmen wir nun das letztere an, was dann?" fragte Didier, der jetzt wieder vor seinem Schreibtisch Platz genommen und den Blick voll ungeduldiger Erwartung auf den Freund geheftet hielt.

"Der Rentier Unger wird in den nächsten Tagen hierherkommen," erwiderte Garnier mit einem ironischen Lächeln. "Das Leben in Brüssel hat ihm zu gut gefallen. Ich will dann schon dafür sorgen, daß er mit Ihrem Korrespondenten zusammentrifft."

"Vortrefflich!" nickte Didier, in dessen Augen es zornig aufblitzte. "Wenn Ihre Vermutung begründet ist, werde ich den Burschen mit Schimpf und Schande fortjagen."

"Um, er könnte in diesem Falle wegen Führung eines falschen Namens und gefälschter Papiere vor Gericht gestellt werden," sagte Garnier mit scharfer Betonung. "Lassen Sie mich nur, er muß unschädlich gemacht werden, ich werde schon einen Weg finden, auf dem das geschehen kann."

"Es wird nicht geschehen können, weil er gewarnt ist; er schöpft Verdacht gegen uns, wenn er den Brief sieht."

"Kann er denn nicht denken, die deutsche Gouvernante habe den Brief geschrieben? Die Adresse deutet auf eine Damenhand hin."

"Aber dann müßte Fräulein Leontine Renard sein Geheimnis kennen!"

"Ist das so unwahrscheinlich?" meinte Garnier. "Fräulein Renard war in Chateau Montereau seine Pflegerin, liegt da nicht die Möglichkeit sehr nahe, daß er sie vertrauensvoll in seine Blöße eingeweiht hat?"

"Parbleu, das wäre mir sehr, sehr unangenehm," rief Didier, die buschigen Brauen finster zusammenziehend. "Unter uns gesagt, liebster Freund, ich bin in Fräulein Renard vernarrt und schmeichle mir mit der Hoffnung, einigen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Wäre sie nun die Verbündete dieses Mannes, die mich glühend hassen muß..."

"So ist dadurch, daß die Pläne dieses Mannes durchkreuzt worden sind, für Sie noch nichts verloren," unterbrach Garnier ihn gelassen. "Sie sind ein reicher Mann, und je nachdem Sie die Karten zu mischen verstehen, wird Fräulein Renard, die arme, deutsche Gouvernante, von Ihrer Gnade gänzlich abhängen. Also machen Sie sich deshalb keine Sorgen; Sie können

ja später, wenn es verlangt wird, der Verbündeten Ihres Feindes schwarz auf weiß beweisen, daß alles Recht allein auf Ihrer Seite ist, und daß sie selbst getäuscht und betrogen wurde."

Der Hausdiener Mathieu trat mit den Briefen, die er von der Post geholt hatte, ein.

Unter diesen Briefen befand sich in der Tat einer, der scheinbar von Frauenhand an Theobald Weimar, im Hause des Herrn Henry Didier in Brüssel, adressiert war.

Garnier zündete sich eine Zigarre an und trat ans Fenster; Henry Didier betrachtete den Brief, schüttelte nochmals das Haupt und befahl dem Hausdiener, Herrn Winter ins Rabinett zu bitten.

Theobald erschien gleich darauf; er bemerkte auf dem Gesicht Garniers ein freundliches Lächeln, in den Zügen Didiers nur wohlwollende Herablassung.

"Da ist ein Brief angekommen, aus dessen Adresse ich nicht klug werden kann," sagte der letztere, "bitte, sehen Sie einmal zu, vielleicht sind Sie der Empfänger."

Theobald hatte seinen Namen schon gelesen, ehe er den Brief aus der Hand Didiers empfing; er konnte es nicht verhindern, daß in diesem Moment ihm das Blut in den Adern stockte, aber es gelang ihm, seine Geistesgegenwart zu bewahren.

Er las die Adresse und schüttelte den Kopf. "Der Name ist mir ganz unbekannt," erwiderte er ruhig, "vielleicht war früher ein Herr Weimar in Ihrem Hause?"

"Dann würde ich mich ja des Namens erinnern haben," antwortete Didier achselzuckend.

"Oder aber, dieser Herr Weimar will Sie in den nächsten Tagen besuchen und hat deshalb seine Briefe an Sie adressieren lassen," versetzte Theobald, indes sein Blick forschend das lächelnde Antlitz Garniers streifte.

"Ja, das kann sein," nickte Didier, "ich danke Ihnen. Bitte, nehmen Sie den Brief mit und legen Sie ihn im Comptoir aufs Pult, damit er jedem sichtbar ist, wir wollen ihn einige Tage aufbewahren; reklamiert ihn in dieser Zeit niemand, so lassen wir ihn zurückgehen."

Theobald verließ mit einer Verbeugung das Rabinett; die beiden Herren blickten einander an. "Run?" fragte Didier.

"Um, ich bin meiner Sache immer noch nicht sicher," erwiderte Garnier leise. "Er wechselte allerdings die Farbe, als er die Adresse las, aber das beweist gar nichts, denn er beantwortete Ihre Fragen ganz ruhig. Entweder ist meine Voraussetzung falsch, oder wir haben in diesem Menschen einen sehr gefährlichen Gegner."

Didier strich mit dem Taschentuch über seine Stirn und atmete schwer auf. "Ich vermute das letztere," sagte er mit heiserer Stimme, "ich habe in seinen Augen einen Ausdruck gefunden, der mich erschreckte. Glauben Sie, daß er den Brief verschwinden lassen wird?"

"Nein, so leichtsinnig wird er nicht sein, denn ist er der junge Weimar, so muß es ihn ja beunruhigen, daß wir beim Publikum dieser Adresse so gleichgültig gewesen sind. Aber achten Sie darauf, es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß er heimlich den Brief öffnen wird; in diesem Falle bleiben hoffentlich Spuren zurück, die ihn verraten."

"Und wenn dieser Fall nicht eintritt?"

"Dann bleibt uns noch immer die Begegnung mit dem Rentier Unger."

"Wenn dieser Mann seine Absichten billigt..."

"Daran ist gar nicht zu denken. Die Tochter Werner Ungers hat sich bereits wieder verlobt, Unger selbst hat den jungen Weimar."

"Und wann wird der Herr kommen?"

"In einigen Tagen, ich schreibe ihm heute noch, wie ich es mit ihm verabredet habe."

(Fortsetzung folgt.)

Wiesbadener Spezial-Schwammhandlung,

Grabenstraße 9.

Größte Auswahl in Schwämmen, gereinigt und im Naturzustande für jeden Gebrauchszweck in allen Preislagen und Qualitäten. Bei größeren Bezügen und für Wiederverkäufer bedeutende Preisermäßigung. Reelle und billige Bedienung. 7623

H. Schneider.

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.